Solidarité sans frontières - Banquet républicain 21. Oktober 2006:

Begrenzte Grenzenlosigkeiten

Ich weiss - dies ist eine Art Geburtstagsfest. Vermutlich haben jene, die mich freundlicherweise zu diesem Banquet eingeladen haben, nicht gewusst, dass ich ein Festmuffel bin und mich an Geburtstagen ans Auszählen bei Boxkämpfen erinnere.

Zwanzig Jahre „Solidarité sans frontières“ - das ist, parallel dazu, zwanzig Jahre Aufschwung jener Partei, die mit Grenzen gross geworden ist. Ich weiss, ich verderbe mit diesem Hinweis einigen die Party, aber wer die Opfer schützen will, muss die Täter kennen.

Etwas, einiges ist anders gekommen, als wir uns das, damals, vorgestellt haben: In verschiedensten Bereichen - Ausländer- und Flüchtlingspolitik, Straf- und Schulreform sowie in der Geschlechterfrage - sind wir mit Rückgriffen auf alte Ausgrenzungen und Sicherheiten konfrontiert. Es findet so etwas wie eine „Revolution“ mit umgekehrten Vorzeichen statt.

> „Diese Leute meinen es ernst. Sie wollen nicht ein Stück der Macht.
> Sie wollen ein fundamental anderes Land“,

schreiben die WOZ-Autoren Urs Bruderer und Constantin Seibt in ihrem Text „Der Knall“, im Oktober 2003, noch vor der Wahl Christoph Blochers in den Bundesrat. Irgendwie entsetzt und irgendwie fasziniert.

Die SVP repräsentiert, ähnlich wie „die Fremden“ in rassistischen Konstruktionen, unsere eigenen „abgespaltenen“ Sehnsüchte und Abgründe. Wer träumt nicht zuweilen von gültigen Wahrheiten und einer überschaubaren Welt, in der wir zwar mit „Fremden“ Handel treiben und in die Ferne reisen, aber fremden Händeln und Katastrophen nicht ausgesetzt sind? Der Wunsch nach Reduktion von globalisierten Interdependenzen ist ebenso verständlich wie der Versuch, sich in gemütlichere Verhältnisse zu retten.

In der Überforderung durch die Komplexitäten gegenwärtiger Welten liegt eine der wesentlichen Ursachen für unseren Misserfolg und den Jubel der SVP. Die fortschreitende (ökonomische) Globalisierung macht Individuen und Staaten zu Spielbällen so genannter „global players“, verwickelt die Weltgemeinschaft sowie ihre Mitgliedstaaten für Frieden, Menschenrechte beziehungsweise handfestere Interessen rund um den Erdball in Kriege und lockt den Terror in die Zentren. Sie treibt die Ärmsten von einer Krisenzone in die nächste, verbreitet in den Metropolen multikulturelle Unübersichtlichkeit, dereguliert die Weltmärkte mit Öko- beziehungsweise Sozialdumping und macht die Menschen zu flexibilisierten Flüchtlingsmassen.

Im Spannungsfeld dieser Unsicherheiten wachsen Sehnsüchte nach Klärung. Der traditionalistische Teil des „Perpetuums mobile“ (Hans Zbinden) SVP leugnet die Komplexität und Unlösbarkeit der Probleme postmoderner Globalstrukturen, die der neoliberale Flügel mit hervorbringt. Die Liberal-Konservativen, wie Christoph Mörgeli seine Partei zweideutig nennt, bieten den „kleinen Leuten“, die sich vor einer Zukunft ängstigen, in der nur noch die „Überdurchschnittlichen“ gebraucht werden, das alte „Nationalität vor Qualität“ als Schutz vor mondialen Konkurrenzen und Bedürftigkeiten an.

Wir aber geraten mit dem Anspruch der grenzenlosen Solidarität in ein veritables Glaubwürdigkeitsdilemma. Der Versuch, der Globalisierung ökonomischer Interessen eine „solidarité sans frontières“ entgegenzusetzen, scheitert, und wir sind, bei ehrlicher Selbstbefragung, gar

nicht immer so unglücklich darüber. Denn unsere Vision widerspricht unseren Interessen. Die Grafikerin Manuela Pfrunder hat in ihrem Buch „Neotopia“ ausgerechnet, was solch unbegrenzte Solidarität zwischen Ost und West, Nord und Süd, Zürich und Burundi konkret bedeuten würde:

> „60 Tage im Jahr leidet der Mensch an Hunger...
> 14 Jahre und 8 Monate im arbeitsfähigen Alter ist jede einzelne Person arbeitslos...
> Alle 70 Jahre erhalten wir ein neues Paar Jeans...“

Wer von uns ist bereit, leidenschaftlich dafür zu kämpfen, dass wir bekommen, was uns zusteht?

Wenn die SVP das Opium ist, das die Verhältnisse, die sie mit geschaffen hat, erträglicher machen soll, dann liegt die Hoffnung weniger in der Bekämpfung dieser Religion, sondern vielmehr in der Überwindung der Verhältnisse, welche die Sehnsucht nach solchen Drogen wecken. Aber genau in diesem Versuch erweisen sich unsere Kräfte als äusserst begrenzt.

Dafür sollten wir nicht vorschnell die populistische Emotionalisierung „der Massen“, auf die wir ja immer gesetzt haben und als DemokratInnen auch künftig hoffen müssen, verantwortlich machen. Solche Denkfiguren machen aus jenen Menschen, denen wir doch immer die Freiheit bringen beziehungsweise zumuten wollten, verführbare, dümmliche Massen-, ja, „Untermenschen“. Und das entspricht nicht gerade dem Geist einer „solidarité sans frontières“, sondern gleicht schon eher der Missbrauchspropaganda, mit der die Gutmenschen von der SVP jene, die aus Hunger, materieller Not oder, künftig, als Folge steigender Meeresspiegel die Flucht ergreifen, des Missbrauchs unseres Asylrechts bezichtigen, um das humanitäre Selbstbild, die Schweiz würde allen helfen, die es wirklich nötig haben, aufrecht erhalten zu können.

Da wird in beklemmender Weise sichtbar, dass gerade diejenigen, die auf unbegrenzter Solidarität beziehungsweise gänzlicher Einlösung des Utopischen bestehen, gefährdet sind, zur Erhaltung des visionären Modells zu menschenverachtenden Ausgrenzungen im Konkreten zu greifen. In diesem Sinne ermutige ich uns zur Fortsetzung bescheidener und manchmal ziemlich begrenzter Solidaritäten. Vielleicht bleibt uns dabei die leise Hoffnung, dass sich die Einlösung des Utopischen am Ende doch nicht als Hexerei, sondern als das Menschenmögliche erweist.

Es tut mir leid, dass ich uns zu diesem zwanzigsten Jubiläum keine frohere Botschaft zu überbringen vermag. Vielleicht klappt es ja, wenn wir uns zum Hundertsten wieder treffen.

20. September 2006